

Defizite in psychoanalytischen Konzepten weiblicher Entwicklung

In: Trescher, H.-G., Büttner, C., Datler, W. (Hrsg.)
(1992): Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik 4.

Grünewald: Mainz, 149-162

1. Einleitung

In der feministischen Psychoanalysekritik ist an vielen Orten diskutiert worden, inwieweit in dieser Theorie die psychosexuelle Entwicklung des Mädchens in erster Linie als Abweichung vom männlichen Modell erscheint. Eine einseitig auf den Jungen bezogene Ausrichtung verstellt die Einsicht in die Dynamik weiblicher Individuationsprozesse. Ihre Besonderheiten werden verdeckt durch den Phallozentrismus in der Beschreibung genitaler Sexualität, durch die Behauptung der Vorrangstellung des Vaters und der ödipalen Phase für die Ausbildung von Subjektivität, durch die Orientierung am Sohn in der Mutter-Vater-Kind-Triangulierung. Mit der feministischen Kritik an derart androzentrischen Sichtweisen ist die Anstrengung verbunden, *im Rahmen psychoanalytischer Theoriekonzepte* „Weiblichkeit“ in ihrer *Differenz* zum Männlichen zu bestimmen und in der Artikulation dieser Differenz *das Andere* in der weiblichen Sexualität, in der weiblichen Individuation, in frauenspezifischen Konflikten und deren Bewältigungsformen zu benennen (Schlesier, Dinnerstein, Chodorow, Irigaray, Benjamim, Hirsch, Rich, Chassequet-Smirgel, Rohde-Dachser u.a.).¹ Aber auch diese Versuche weisen Defizite auf. Das gilt besonders für die Entwürfe, die von der kindlichen Entwicklung des Mädchens ohne Berücksichtigung möglicher Transformationsprozesse in der Adoleszenz auf „Weiblichkeit“ im Erwachsenenalter schließen. Sie lassen sich jedoch auch an Ansätzen ablesen, die die Adoleszenz ausdrücklich als Phase weiblicher Entwicklung behandeln.

Um das zu zeigen, werde ich mich im folgenden mit den Thesen von Nancy Chodorow zur weiblichen Adoleszenz beschäftigen. Zunächst jedoch eine kurze Problemskizze zur Orientierung, wo diese Defizite meines Erachtens liegen.

Wir stoßen zum einen auf eine inadäquate Rezeption des Freudschen Triebkonzepts. In objektbeziehungstheoretischen Positionen (z.B. bei J. Benjamin und N. Chodorow) wird die Genitalisierung des Sexualtriebes zunächst zurecht als phallokratische Konstruktion kritisiert, dann aber der Freudsche Triebbegriff insgesamt als biologistischer mißverstanden und verworfen. Das hat Konsequenzen für die Analyse der Tochter-

¹ Die wichtigsten Konzepte und Facetten dieser Diskussion sind festgehalten in Hirsch (1989).

Mutter-Beziehung, in der die homoerotische Komponente als sexuelle tabuisiert wird.

Bei Chassequet-Smirgel dagegen werden Triebe – entgegen der Freud'schen Einsicht in ihren interaktionellen Entstehungszusammenhang – biologisiert. Die Frau ist mit weiblichen Trieben (z. B. zur Mutterschaft) ausgestattet und auch „Heterosexualität“ ist angeboren. Dazu kommt ihr Mythos vom weiblichen Phantasma der übermächtigen, sadistischen Mutter. Dieser Mythos ignoriert positive Erfahrungen und damit auch positive Identifikationsmöglichkeiten des weiblichen Kindes mit seinem frühesten Liebesobjekt. So steht die Idealisierung der gebärfähigen Frau dem Bild der entwerteten Mutter unvermittelt gegenüber. Eine konflikttheoretische Sicht der Mutter-Kind-Beziehung entschwindet ebenso aus dem Blickfeld wie die *soziale* Konstitution und Konstruktion von Weiblichkeit (vgl. Reinke-Köberer 1985; Vogt 1990).

M. Erdheim (1987) hat bemerkt, daß in J. Chassequet-Smirgels Schrift zur „Psychoanalyse der weiblichen Sexualität“ (1977) das Phänomen der Menstruation nicht thematisiert wird. Damit kritisiert er zurecht, daß die Autorin im Rahmen einer traditionellen Psychoanalyse verbleibt, die nur die ersten drei Lebensjahre für die Ausprägung geschlechtsspezifischer Individuation betont; ausgespart bleibt die Phase der Adoleszenz, die gerade für die soziokulturelle Entwicklung des Individuums von größter Relevanz ist. Die Konfrontation mit der gleich- und gegengeschlechtlichen Erwachsenenwelt, mit gesellschaftlichen Anforderungen neuer Art setzt auch neue Entwicklungsimpulse frei und gibt darüber hinaus bereits angelegten Tendenzen neue Konturen. Ich werde versuchen zu zeigen, daß das bei Mädchen auch für die sexuelle Entwicklung gilt.

Der Vorwurf von M. Erdheim, der auf die Kindzentriertheit der Psychoanalyse zielt, trifft nicht nur für J. Chassequet-Smirgel zu, sondern für weite Strecken des feministisch-psychoanalytischen Weiblichkeitsdiskurses überhaupt, soweit er sich der Entwicklung des kleinen Mädchens innerhalb familialer Beziehungskonstellationen widmet. Ohne Stimme – darauf weist M. Hirsch (1989) hin – bleibt auch hier bisher noch die erwachsene Frau, die nicht nur als mütterliche zu definieren ist, sondern als gesellschaftliches Subjekt auch jenseits von Kindheit und Familie.

Aber genau dieses Problem wird von feministischer Seite inzwischen benannt und bearbeitet (Hirsch, Rich, Irigaray u.a.).

2. Nancy Chodorow: Mütter, Töchter und Adoleszenz. Weibliche Entwicklung und „Das Erbe der Mütter“: Zum Kontext dieses Zusammenhangs

Nancy Chodorows Interesse an der Entwicklung von weiblicher Identität und innerhalb dieses Prozesses an der weiblichen Adoleszenz entspringt

einer weitgespannten Fragestellung, zu deren Beantwortung Psychoanalyse und eine Soziologie der Geschlechterbeziehungen gleichermaßen beitragen sollen: wie ist es zu erklären, daß in den Familien unserer westlichen Zivilisation trotz Industrialisierung und sich ausweitender Frauenerwerbstätigkeit die soziale Aufgabe der Kleinkindererziehung, überhaupt die Versorgung von Angehörigen immer weiter an Mütter delegiert und von ihnen übernommen wird? Welche Bedeutung kommt dieser Mütterzentriertheit und darüber hinaus der gesellschaftlichen Bestimmung von Hausarbeit als Frauenarbeit für die Ausbildung von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ einerseits, für die Aufrechterhaltung geschlechtlicher Arbeitsteilung und damit für die Reproduktion hierarchischer Geschlechterverhältnisse andererseits zu? Sind die Ausbeutung weiblicher Privatarbeit und die Marginalisierung bzw. Unterbewertung weiblicher Erwerbsarbeit zwei Seiten einer Medaille, die in patriarchalisch-kapitalistischen Verhältnissen Frauendiskriminierung ausdrückt? Der Kern dieses Problemkomplexes liegt für Nancy Chodorow in der Struktur moderner Kleinfamilien, die sich durch eine *Asymmetrie der Elternschaft* charakterisieren lassen. Der Vater ist nicht nur weniger zuständig für Aufgaben der Kleinkindererziehung, er ist im infantilen Affekthaushalt auch weniger präsent; die intimen körperlichen und emotionalen Kontakte verlaufen im Regelfall eher über die Mutter. In dem Maße, wie die Mutter zentrale primäre Bezugsperson der Kinder ist, bilden sich auch in den frühen Beziehungen zu ihr wesentliche Differenzen in der Identitätsentwicklung von Jungen und Mädchen heraus. Auf die geschlechtsspezifischen Besonderheiten dieser Beziehung kommt es N. Chodorow an – sie sind ihrer Meinung nach der Schlüssel für das, was sie „The Reproduction of Mothering“ nennt. Die Analyse der Spezifika in der Mutter-Tochter-Beziehung, die die Entwicklung des Mädchens zur jungen Frau von den präödpalen Phasen über die ödipale bis zur Adoleszenz begleiten, soll einsichtig machen, warum „Mütterlichkeit“ – sprich: weibliche Familienorientierung, weiblicher Kinderwunsch und Fürsorglichkeit – in jeder Frauengeneration aufs neue tradiert, gesellschaftlich abrufbar und zum Kristallisationspunkt für andere Formen geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung wird. Dieser feministische Entwurf ist innerhalb der Frauenforschung heftig kritisiert worden. Zum einen, weil die soziologischen Ausführungen historische, klassen- und ethniespezifische Differenzierungen vermissen lassen. N. Chodorow – so die Einwände – hält am Familienmodell der Psychoanalyse fest, das nicht nur an Lebensgemeinschaften der weißen Ober- und Mittelschicht orientiert ist, sondern auch an der Norm „Heterosexualität“. Problematisiert wird außerdem die Focussierung weiblicher Sozialisation auf mütterliche Einflüsse. Gefragt wird, ob nicht die Rolle des Vaters sowohl als Liebesobjekt als auch als soziales Vorbild unterschätzt wird. Und grundsätzlich ist zu bemängeln, daß die sozialisierende Kraft außerfamilialer gesellschaftlicher Faktizität, die ja von N. Chodorow als geschlechtlich strukturiert gesehen wird, trotz

gegenteiliger Absicht dem gewählten Analyserahmen äußerlich bleibt (vgl. Connell 1987; Großmaß 1989; Othmer-Vetter 1989; Steinbrecher 1989).

In meiner Auseinandersetzung mit N. Chodorows Thesen zur weiblichen Adoleszenz möchte ich zwei Kritikpunkte pointieren und einen davon weitertreiben.

1. Obwohl N. Chodorow die Ambivalenzen in der Mutter-Tochter-Beziehung sowie in der Tochter-Mutter-Beziehung offenlegt, werden diese nie zu einem Ferment wirklicher Weiterentwicklung. Das Verhältnis unterliegt zwar Wandlungen, es erfährt aber keine qualitativen Veränderungen. Diese Vorstellung von Kontinuität kommt meines Erachtens dadurch zustande, daß in der Behandlung der psychosexuellen Entwicklung eine Konfliktdimension nicht in die Analyse einbezogen wird: die libidinöse Besetzung der Mutter durch die Tochter, der Tochter durch die Mutter. Begreift man diese Dimension triebdynamisch, dann erscheinen nicht nur die Ablösungs- und Autonomiechancen des Mädchens in einem anderen Licht; es werden auch gravierende Komplikationen in ihrer psycho-sexuellen Entwicklung sichtbar: „Heterosexualität“ wird in anderer Weise zum Problem als das von N. Chodorow thematisiert wird.

2. N. Chodorow kann zwar deutlich machen, warum in patriarchalisch strukturierten Kulturen Frauenunterdrückung nicht erklärt werden kann ohne ein systematisches Studium der Positionen, die Frauen als Töchter und Mütter sowie als Mütter von Töchtern über Generationen hinweg in Familie und Gesellschaft emotional, ökonomisch und symbolisch einnehmen. Die widersprüchliche Lebenswirklichkeit von Frauen jedoch, in die Mädchen hineinwachsen, bleibt dennoch undeutlich und damit auch unerschlossen in ihren Herausforderungen. Die Nötigung, sich mit Alternativen und Erweiterungen der Perspektiven auseinanderzusetzen, nimmt zu, je vielfältiger die Praxisfelder werden, in denen Mädchen sich bewegen. Auch die anderen Frauen – selbst die Mütter – repräsentieren nicht nur Positionen in der Familie. Sie sind berufstätig, dringen in Männerdomänen – Öffentlichkeit, Wissenschaft, Technik – ein und bringen die traditionellen Stereotypen von Männlichkeit und Weiblichkeit durcheinander. Mit der erweiterten Fähigkeit zur Realitätssprüfung wächst auch die Chance der Tochter, alte Identifikationen mit der Mutter aufzugeben, weil die Objektivität neue Optionen bereit hält. Die Töchter von heute haben andere Lebensentwürfe als die Mütter von gestern: sie fordern dezidiert Hilfen bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, sie artikulieren größere Ansprüche an Ausbildung und Selbstverwirklichung, sie stellen traditionelle Familienformen in Frage. Ganz grundsätzlich läßt sich behaupten: die Ambivalenzen, mit denen die gesellschaftliche Wirklichkeit Mädchen in der Adoleszenz und im Erwachsenenalter konfrontiert, haben andere Konfliktstrukturen als die Beziehungsdramen der familialen Kindheit. Sie fordern auch andere Konfliktbewältigungsstrategien heraus. Ich kann auf diese Zusammen-

hänge, die ich an anderer Stelle ausführlich behandelt habe (vgl. Becker-Schmidt 1991), nicht näher eingehen. Ich möchte nur festhalten, daß zu einer Theorie weiblicher Entwicklung auch die Klärung der Frage gehört, wie sich Mädchen außerhalb der Familie als Angehörige des weiblichen Geschlechts sozial verorten. Diese Frage sprengt den Rahmen psychosexueller Entwicklung, wo es im wesentlichen um die Genese dessen geht, was im Englischen „sex identity“ genannt wird. Eine Untersuchung der psychosozialen Entwicklung hätte diesen Begriff aber um den der „gender identity“ zu erweitern.

Ich möchte es bei diesen Überlegungen belassen und später – nach Darstellung der Chodorowschen Adoleszenzvorstellungen – nur den ersten Kritikpunkt wieder aufgreifen.

3. Die weibliche Adoleszenz als Wiederbelebung präödipler und ödipaler Konfigurationen.

Für Nancy Chodorow ist die Adoleszenz weniger Umbruchphase als vielmehr Kulminationspunkt vorrangegangener mädchenpezifischer Entwicklungsprozesse: sogar in ihrem Abschluß erinnert sie an den weiblichen Ödipuskomplex, der beim Mädchen durch eine Verlängerung der präödiplaren Phasen gekennzeichnet ist. Lange bevor das Mädchen in die Triangulierung eintritt und mit der Hinwendung zum Vater eine heterosexuelle Objektwahl vornimmt, haben sich in ihr Zeichen einer weiblichen Geschlechtsidentität eingeschrieben. Die Erfahrung, daß es die Mutter ist, die versorgt, liebkost, lobt und tadelt, hinterläßt in ihm unbewußte Spuren, noch ehe es sexuelle und soziale Unterschiede zwischen den Geschlechtern realisiert. Unbewußte Erwartungshaltungen, die sich zunächst auf die Mutter beziehen, werden später generalisiert und auf Personen des weiblichen Geschlechts insgesamt übertragen: die Mutter (als Repräsentantin von Weiblichkeit) hat immer da zu sein, sie wird nicht als Subjekt mit eigenen Interessen wahrgenommen. Sie hat die Macht, zu gewähren und zu versagen sowie Sanktionen zu verhängen. Mit diesen unbewußten Phantasien, die um die Mutter als zärtliche, helfende und strafende bzw. sich entziehende Instanz kreisen, sind Gefühle der Hilflosigkeit, der Ohnmacht und des Zorns verbunden. Mit den Vorstellungen davon, wie die Mutter das Kind hält, liebt, bestätigt oder abwehrt, entstehen auch Selbstrepräsentanzen, Bilder von sich selbst als einem Kind, das liebenswert oder abzulehnen ist. Diese Konfiguration ist zunächst für Mädchen und Jungen die gleiche. Im Vorfeld der Triangulierung stellt sich jedoch zwischen beiden eine wesentliche Differenz ein: während Jungen die Assoziationen zur Mutter, die ihrer Fürsorglichkeit gelten, als Teil des eigenen Selbstbildes verwerfen, akzeptieren die Mädchen diese – so Chodorow – in zweierlei Hinsicht: als Selbstdefinition und als Charakteristika der Mutter, später: als Mütterlichkeit. Wie kommt es zu dieser Differenz?

N. Chodorow geht von der folgenden Konstellation aus: in der Phase der Individuation, in der das Kind die Mutter als eigenständiges Wesen erkennt und auch sich selbst als von ihr getrennt erlebt, entbrennt der Konflikt zwischen dem Wunsch, mit der Mutter verbunden zu bleiben und dem Drang, sich gegen sie als selbständige Person zu behaupten. Dieser Konflikt läßt sich auf zweierlei Weise bewältigen: 1. Die enge Mutterbindung wird aufgelassen. Der Wunsch nach Autonomie, die Streben, sich von der Mutter als getrennt und unabhängig zu erleben, ist stärker als die Regressionsneigung zurück in die Symbiose. 2. Die intime Beziehung zur Mutter wird aufrechterhalten und der Wunsch, von ihr unterschieden zu sein, verdrängt.

Der Junge wählt nach N. Chodorow den ersten Weg. In seinem Streben nach Autonomie wird er von der Mutter unterstützt. Wesentlicher Motor dieser Separierung ist die Geschlechtsdifferenz. Der Junge, als Besitzer des Penis, hat der Mutter etwas entgegenzuhalten, in dem er *anders* ist. Auf diese Andersheit reagiert die Mutter doppeldeutig: einerseits sexualisiert sie die Beziehung zum Sohn, indem sie ihm den Status eines Ehemann-Substituts gewährt, ihn also heterosexuell besetzt. Der Sohn ist sozusagen ihr „kleiner Mann“. Gleichzeitig unterliegt diese libidinöse Beziehung dem Inzesttabu. Diesem Folge leistend drängt die Mutter den Sohn aus der dyadischen Bindung in die triadische Konstellation, in die ödipale Phase. So schwierig die Aufgabe, auf die Mutter als Sexualobjekt zu verzichten, auch sein mag, auf der Seite des Sohnes gibt es ein starkes Motiv, den Vater nicht nur als Rivalen zu empfinden, sondern als positives Identifikationsobjekt zu akzeptieren. In den präödipalen Phasen seiner Entwicklung war der Vater als intime Bezugsperson weitgehend abwesend. Dem Knaben fehlte auf der Suche nach seiner sexuellen Identität also ein gleichgeschlechtliches Vorbild. So kann der Junge in seinen unbewußten Phantasien, die um die Geschlechtsdifferenz kreisen, „Männlichkeit“ nur negativ bestimmen: das Männliche ist das Nicht-Weibliche. Dieser Mangel an positiver Orientierung hat N. Chodorow zufolge zwei Auswirkungen: einmal die Hinwendung zum Vater, zum anderen eine Abkehr von der Mutter, die mit einer Abwertung ihrer nutritiven Attribute verbunden ist. Hier liegt für N. Chodorow der Grund, warum der Junge für den Rest seines Lebens die Übernahme aller Züge von Weiblichkeit = Mütterlichkeit abwehren wird. Das Mädchen richtet dagegen in den präödipalen Phasen nicht nur seine „primäre Liebe“, eine Art nicht-sexualisierter Libido, auf die Mutter. Sie identifiziert sich auch mit ihr. Diese doppelte Bindung wird das ganze Leben halten und die Grenzen weiblicher Individuation bestimmen.

Die Gleichgeschlechtlichkeit mit der Mutter macht es dem Mädchen schwer, ihr gegenüber als Andere Authentizität zu gewinnen. Diese Schwierigkeit wird von den Müttern verstärkt: „Weil sie dasselbe Geschlecht wie ihre Töchter haben und selbst einmal Mädchen waren, neigen Mütter von Töchtern dazu, diese nicht in gleicher Weise als

verschieden von sich selbst zu betrachten wie Mütter ihre Söhne.“ (143) Mütter halten Töchter durch *narzißtische* Besetzungen an sich gebunden – sie erleben diese als Variante oder als Duplikat ihrer selbst, was auch Gefühle wie Rivalität oder Neid sowie das Bedürfnis nach Kontrolle impliziert.

Unter diesen Prämissen dauern die präödipalen Phasen beim Mädchen länger an als beim Jungen; die Beziehung zur Mutter ist auch exklusiver. Das heißt nicht, daß sie weniger ambivalent ist: der Mangel an Chancen zu Autonomie und Differenzierung bringt immer wieder Fragen der Ich- und Körper-Ich-Grenzen und damit Verunsicherungen des Selbstwertgefühls ins Spiel. Gleichwohl bewirkt das stärkere Gefühl der Gleichheit zwischen Mutter und Tochter eine Identifikation mit Fürsorglichkeit als Frauensache: „Solange Frauen muttern, ist zu erwarten, daß die präödipale Phase der Mädchen länger andauert als die der Knaben und daß Frauen offener für Beziehungsfragen sind, die für das Muttern gebraucht werden.“ (145)

Die Entwicklung des Mädchens ist nach Chodorow also eine zur Mütterlichkeit, nicht aber eine zur Frau mit ausgeprägten sexuellen Bedürfnissen. Diese Sichtweise ist meines Erachtens durch eine objektbeziehungstheoretische Entscheidung vorprogrammiert: es gibt keine infantile Sexualität, kein weibliches Begehren in den präödipalen Phasen. Die Mutter-Tochter-Beziehung basiert auf primärer Liebe und ist als solche eine zielgehemmt-libidinöse.

„Weil sie dasselbe Geschlecht wie ihre Töchter haben und selbst einmal Mädchen waren, neigen Mütter von Töchtern dazu, diese nicht in gleicher Weise als verschieden von sich selbst zu betrachten wie Mütter von Söhnen. In beiden Fällen empfindet die Mutter ein Gefühl der Einheit und Kontinuität mit ihrem Kind. Dieses Gefühl ist jedoch Töchtern gegenüber auf jeden Fall stärker und anhaltender. Die primäre Identifikation und die Symbiose mit „Töchtern ist im allgemeinen stärker, und die Besetzung der Töchter behält eher narzißtische Elemente bei, d.h. basiert auf dem Erleben der Tochter als Erweiterung oder Verdoppelung der Mutter, während die Besetzung der Tochter als sexuell anderes Wesen normalerweise nur ein schwächeres, weniger signifikantes Thema ist.“ (143)

Und auch das Mädchen besetzt die Mutter nicht sexuell-libidinös. Die sexuelle Beziehung wird der gegengeschlechtlichen vorbehalten – weibliche Homosexualität wird nicht thematisiert:

„Die Zuneigung des Mädchens unterscheidet sich inhaltlich präzise dadurch von der des Knaben, daß sie zu diesem Zeitpunkt nicht ödipal ist (nicht sexualisiert, auf Besitz konzentriert, d.h. nicht auf eine Person, die deutlich als verschieden oder gegensätzlich erlebt wird). Die präödipale Zuneigung der Tochter zur Mutter wird weiterhin durch die frühe Mutter-Kind-Beziehung und entsprechende Themen bestimmt. Dadurch bleibt die Exklusivität dieser Beziehung bestehen, ebenso die Intensität, Ambivalenz und Unsicherheit über Grenzen, die das Kind

durch die fortwährende Beschäftigung mit Fragen der Abhängigkeit und Individuation weiterlebt.“ (128)

Diese Problemkonstellation ändert sich nicht wesentlich, wenn das Mädchen in die ödipale Phase hinübergelitet. Während der gesamten Zeit des Ödipuskomplexes bleibt die Beziehung zur Mutter bedeutungsvoll und eine sexuelle Orientierung im Hintergrund. Die Tochter wendet sich zwar dem Vater zu – der Objektwechsel impliziert aber keine Hinwendung zur Heterosexualität. Die primäre Liebe, die zunächst der Mutter galt, wird lediglich auf ein gegengeschlechtliches Objekt verschoben: die Töchter „wenden sich dem Vater als Objekt primären libidinösen Interesses zu.“ (151) Es bleibt also bei der primären Liebe, die ja nach N. Chodorow, die hier Balint und Winnicott folgt, jenseits sexueller Triebentwicklung besteht. Der Objektwandel impliziert also keinen Wandel der Libido.

Und dennoch findet eine Triangulierung statt. Sie wird von N. Chodorow folgendermaßen begründet:

„Aus klinisch-psychoanalytischer Erfahrung ist zu vermuten, daß dabei zwei Komponenten eine Rolle spielen: Erstens wird ein Mädchen durch die Beziehung zur Mutter motiviert, nach anderen Beziehungsmöglichkeiten Ausschau zu halten, um vielleicht doch noch zu einem machtvollen Penis zu kommen. Zweitens ist es recht wahrscheinlich, daß ihr Vater sie bei der Suche nach Befriedigung dieser generalisierten Bedürfnisse unterstützt und diese dabei sexualisiert. Psychoanalytiker messen diesem Verhalten eine normative Bedeutung bei: Ein Vater muß für die Tochter verfügbar sein (was er ja nicht ist). Nach Meinung von Sozialpsychologen ist er es auch.“

Die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung einer heterosexuellen Orientierung der Tochter wird am deutlichsten von Majorie Leonard formuliert. Ihrer Meinung nach ist der Vater während der ödipalen Phase, der Vor-Adoleszenz und der frühen Adoleszenz (in der die heterosexuelle Einstellung wieder zum Thema wird) für die Entwicklung der Tochter von eminenter Bedeutung ... Was auch immer wir von ordnungsmäßiger Heterosexualität halten mögen, sowohl aus Fallberichten als auch aus sozialpsychologischen Forschungsergebnissen geht eindeutig hervor, daß Väter ihre Kinder im allgemeinen bewußter als Mütter geschlechtlich entsprechend des traditionellen Geschlechterrollenverständnisses typisieren und heterosexuelle Verhaltensweisen bei ihren jungen Töchtern verstärken.“ (154, 155)

Der Penisneid hat narzißtische Beweggründe: die Tochter will nicht ohnmächtig in der Abhängigkeit der Mutter bleiben, sondern durch die Anerkennung des Phallus als Statussymbol an der väterlichen Macht partizipieren.

Die Hinwendung zur Heterosexualität wird eher rollentheoretisch erklärt als psychoanalytisch. Ungeklärt bleibt die Genese weiblicher Sexualität – sei sie nun homosexuell oder heterosexuell.

Was die psychosexuelle Entwicklung angeht, so wie sie N. Chodorow

sieht, so ändert sich auch in der Adoleszenz nichts: Mädchen geben die Liebe zur Mutter nicht auf und „entscheiden sich nicht endgültig und absolut für die heterosexuelle Liebe als emotionaler Bindung, selbst wenn sie eine endgültige genitale Objektwahl getroffen haben.“ (182) Müßte es den Chodorowschen theoretischen Vorgaben folgend nicht eher heißen, das Mädchen entscheidet sich nicht für eine genitale Objektwahl, auch wenn es eine emotionale Bindung zu einem heterosexuellen Partner eingeht?²

Ich möchte zunächst mit einem Zitat den Bericht über die objektbeziehungstheoretische Sicht der Adoleszenz abschließen und dann auf diese Frage zurückkommen.

„In unserer Gesellschaft bleiben adoleszente Mädchen stärker an ihre Mütter gebunden und thematisieren in Beziehung zu ihr präödipale und ödipale Probleme, auch dann, wenn sie ‚heterosexuell‘ werden. Das hat keine biologischen Ursachen, sondern liegt darin, daß die Mütter eben die primären Pflegepersonen sind. Der Vater hat sich vergleichsweise nie in gleicher Stärke angeboten. Er ist weniger verfügbar und beschäftigt sich auf andere Weise als die Mutter mit den Kindern. Selbst wenn er idealisiert, geliebt und zum Objekt innerer Phantasien gemacht wird, ist er doch nicht in der gleichen Weise wie die Mutter ein primäres, inneres Objekt und hat deshalb der primären Identifikation der Tochter mit der Mutter und ihrer Liebe zu ihr nichts Vergleichbares entgegenzusetzen. Besonders in isolierten Kleinfamilien, in denen Mütter keiner anderen wichtigen Tätigkeit nachgehen, engagieren sie sich in vergleichbarer Weise wie ihre Töchter für sie, empfinden ihnen gegenüber Ambivalenz und haben Schwierigkeiten, sich von ihnen zu lösen.“

In unserer Gesellschaft bleiben Mädchen überlicherweise sowohl äußerlich als auch innerlich an ihre präödipale Mutter gebunden und den Fragen der Loslösung, der Identifikation ohne Verschmelzung, der Lockerung der Abhängigkeit und der Befreiung von Ambivalenz verhaftet. Mädchen können ihre Mutter nicht einfach ‚ablehnen‘ und sie durch den Vater oder andere Männer ersetzen, und sie tun es auch nicht. Während ihrer gesamten Kindheit und Pubertät verbleiben sie in einem bisexuellen Dreieck. Zwar entscheiden sich die meisten von ihnen sexuell für den Vater und für Männer, emotional aber verharren sie in dem inneren Dreieck.“ (183)

² Von Freud ist dieses Problem gesehen, aber nicht in seine Konzeption weiblicher Sexualität integriert worden. Er konstatiert sowohl die leidenschaftliche Beziehung des kleinen Mädchens zur Mutter als auch das Fortleben der dyadischen frühen Tochter-Mutter-Beziehung in der Ehe: auf den Ehemann werden Beziehungswünsche, die der Mutter gelten, unbewußt übertragen, was zu Enttäuschungen und Frustrationen führt (vgl. 1963, 531ff.)

4. N. Chodorows Sicht der weiblichen psychosexuellen Entwicklung kritisch betrachtet

Zunächst einmal stimme ich dem Schwenk zu, den N. Chodorow macht. Ich finde es richtig, bei der Analyse weiblicher Entwicklung die Mutter-Tochter-Beziehung in den Mittelpunkt zu stellen und die Bedeutung des Vaters aus der Spezifität dieser Beziehung zu begreifen. Ich sehe jedoch nicht ein, warum die psychoanalytische Triebtheorie über Bord geworfen werden muß. Libidotheorie muß auch als eine der Genitalität weder per se phallokratisch noch biologistisch sein. Meiner Meinung nach handeln wir uns große Schwierigkeiten ein, wenn wir triebtheoretische Positionen einfach aufgeben, statt sie für eine Analyse weiblicher Sexualität zu transformieren. Mit einer bloßen Revision fügen wir der gesellschaftlichen Desexualisierung der Frau als Mutter nur eine neue Begründung hinzu. Weibliches Begehren wird seiner sinnlichen Leidenschaftlichkeit beraubt.

Warum möchte ich an bestimmten Einsichten der Freudschen Triebtheorie festhalten?

Nach Freud entwickelt sich die Vorform erwachsener Sexualität als infantile in der Beziehung zur Mutter. In der Interaktion zwischen kindlichem und mütterlichem Körper, kindlichen Bedürfnissen und mütterlicher Befriedigung werden lustvolle Erfahrungen gemacht, die sich imaginativ aufladen. An diesen Erfahrungen entzündet sich phasenspezifisch sexuelles Begehren. Es artikuliert sich zunächst in Partialtrieben. Und was immer wir von der Genitalität als Primat und später als „reifere Form“ der Sexualität halten, die Partialtriebe sind hier aufgehoben, nicht eliminiert.

Warum sollten wir annehmen, daß es keine weibliche infantile Sexualität gibt, an die sich die erwachsene anschließt? Allerdings müßten wir angesichts der weiblichen Sexualität die Vorstellung von Partialtrieben revidieren.

Mütter haben durch ihre Berührungen auch die Körper ihrer Töchter erotisiert, sie haben Leidenschaften entfacht und damit den Weg zur Körpererkundung und zu sinnlicher Lustsuche gewiesen. Die Mundzone, die Haut, die Genitalien – das sind imaginative und wirkliche Bezugsdimensionen eines durchaus *sexuellen* weiblichen Selbstbewußtsein, das sich mütterlicher Zuneigung verdankt. Auch diese ist libidinös aufgeladen: die kleine Tochter vermag bei der Mutter durchaus versunkene Phantasien und Lusterfahrungen aus der eigenen infantilen Sexualität zu evozieren. Nun wissen wir zwar aus den Arbeiten von T. Torok und M. Gambaroff, daß mütterliches Verhalten das sexuelle Selbstbewußtsein von Mädchen früh brechen kann: Kontrolle und Tabus sind Mechanismen solcher vor allem körperlich-sinnlicher Selbstentfremdungen.

Es gibt aber auch Stimmen, die verlauten lassen, daß gerade die Mutter, soweit sie als oral befriedigend erlebt wurde, konstitutiv für einige

Besonderheiten weiblicher Sexualität sein kann. Zu diesen Stimmen gehört die von L. Irigaray, die an den weiblichen Körper anknüpft, ohne Triebe zu biologisieren. Der Körper ist der Ort, an dem sich Phantasien und Beziehungserfahrungen festmachen, die sexuelles Begehren stimulieren.

Für Luce Irigaray enthält die Morphologie des weiblichen Körpers eine Reihe von Symmetrien, die sich als Anknüpfungspunkte für sexuelle Phantasien anbieten: Lippen und Schamlippen, Mundhöhle und Uterus, Schlund und Vagina. Die Mundzone, erste Stätte der Lust, könnte eine besonders wichtige Leitzone sein, die unbewußt-imaginäre Übertragungen von der oralen auf die anderen erogenen Zonen möglich macht. Libido erfaßte dann als Strom den ganzen Körper, so wie ja auch die Mütter in der Berührung nicht nur als Partialobjekt, sondern als ganzer Körper erfahren wurden. Die weibliche Libido würde damit eine andere Organisation bevorzugen als die männliche: dieses Fließen sexueller Erregung über den ganzen Körper, das seine Entsprechung in den Repräsentanten einer spezifischen Morphologie findet, läßt wenig Raum für eine Vorstellung von Partialtrieben, die sich auf isolierte erogene Zonen (Mund, Anus, Genitalien) fixieren lassen. In den infantilen Sexualphantasien mag dieses Fließen etwas mit den Verschmelzungswünschen zu tun haben, die der Mutter gelten. In der weiblichen Erwachsenensexualität kann diese Libidoorganisation dann aber eine völlig neue Bedeutung erhalten. Wenn Frauen mit dem ganzen Körper lieben, wenn Klitoris und Vagina zusammengehen, die Lippen doppelt mitspielen und die orgiastische Kontraktion das Körperinnere erfaßt, dann kann die Erfahrung dieses Überströmterwerdens sinnlicher Ausdruck der eigenen weiblichen Körpertotalität sein, die sich mit einer anderen Körpertotalität austauschen will, gerade wenn dieser andere Körper kein weiblicher ist, müssen auch keine Ängste vor einer Wiederverschmelzung mit der Mutter auftauchen.³

Das Postulat der „primären Liebe“ stellt nicht nur die Einsicht in solche Verhältnisse, sondern auch die Wahrnehmung frauenspezifischer Probleme. Die Mutter-Tochter- wie die Tochter-Mutter-Beziehungen sollen laut Chodorow keine libidinösen Triebimpulse enthalten: sie erscheinen als zärtlich-liebevoll aber nicht als leidenschaftlich-erotische. Damit wird das Problem der Homosexualität zwischen Mutter und Tochter tabuisiert. Diese Tabuisierung hat zur Folge, daß ein ganz spezifisches Problem weiblicher Sexualentwicklung nicht in den Blick gerät. Das kleine Mädchen muß nicht nur – wie Freud es sah, der übrigens den leidenschaftlichen Charakter der Tochterliebe, die der Mutter gilt, durchaus wahrnahm – einen Wechsel des Liebesobjektes (von der Mutter zum Vater) vornehmen, sondern es muß ganz generell und ganz fundamental von der ersten intensiven Sexualbeziehung, die

³ Dem Einfluß früher Mutterbilder auf die weibliche sexuelle Entwicklung bin ich an anderer Stelle genauer nachgegangen (vgl. 1987).

eine homosexuelle ist, zur Heterosexualität finden. Würden wir dieses Problem ernster nehmen, dann ließe sich ein anderer Grund für töchterliche Aggressionen gegen Mütter annehmen als Freud ihn nennt, der davon ausgeht, Mädchen reagierten zornig auf die mangelnde phallische Ausstattung durch die Mutter. Der Grund könnte enttäuschte Liebe sein. Die Tochter sieht, daß die erotischen Triebe der Mutter, ihre Libido, dem Vater und dem Sohne gelten – also heterosexuellen Beziehungen. Die Tochter würde sich aus Eifersucht von der Mutter abwenden.

Die Mutter wiederum hätte ihrerseits dringliche Motive, die Tochter aus der intimen Zweierbeziehung herauszudrängen: die Angst vor einer Regression in Strömungen ihrer eigenen infantilen Triebregungen, die sie unterdrücken mußte; sowie die Furcht vor einer Verletzung des Inzest-Tabus, das ja auch für die Mutter-Tochter-Beziehung Geltung hat. Beide – Mutter wie Tochter – gewinnen so Raum für Autonomie und die Chance, ihr eigenes Leben zu leben.

Der Penisneid, sei er nun verstanden als eine Reaktion auf den Phallus als Symbol körperlicher Vollkommenheit oder als Zeichen der Macht, muß überdies nicht mehr der Schlüssel sein, um die Frage erklären zu können, warum das Mädchen sein Liebesobjekt wechselt. Der Grund läge dann maßgeblich in der (mütterlichen) Tabuisierung des Mutter-Tochter-Inzests, der Unterdrückung frühkindlicher Homosexualität. Und wenn die weibliche frühkindliche Homosexualität um der Aufrichtung von Heterosexualität willen verdrängt werden muß, dann wird verständlich, warum das Mädchen sich dem Vater zuwendet, der als nicht in diese Triebkonflikte verwickelter Dritter aus der gefährlichen Fixierung heraushilft. Auch die Identifikation mit Intellektualität als Gegengewicht zu emotionalen Verwicklungen mit der Mutter wäre dann eine plausible und notwendige Entwicklung innerhalb weiblicher Individuationsprozesse. In der ödipalen Phase kann das Mädchen nicht wissen, welche Probleme es sich mit diesem Objektwechsel einhandelt. Was Heterosexualität in Wahrheit heißt, erfährt es erst in der Adoleszenz, in der sexuellen Praxis mit männlichen Partner. Heterosexualität heißt in unserer Kultur: Dominanz männlicher Triebbedürfnisse in einer gegengeschlechtlichen Beziehung. In dieser ist die Berücksichtigung spezifischer weiblicher Sexualbedürfnisse nicht vorgesehen. So wie männliche Heterosexualität männliche Homosexualität diskriminiert und unterdrückt, so reagiert sie auf weibliche homosexuelle Reminiszenzen, die in der weiblichen Heterosexualität aufgehoben sind, mit Verschmelzungsängsten, in denen die verbotene inzestuöse Mutter weiterlebt. Und die Tabuisierung weiblicher Homosexualität wiederum blendet die Femität aus, die ihr Recht in der Heterosexualität wie weiblichen Homosexualität finden müßte.

Welches Schicksal in Zukunft weiblicher Sexualität aber auch männlicher beschieden sein wird, das dürfte ganz wesentlich davon abhängen, ob es zum einen einer Politik sexueller Befreiung gelingen wird, die

Tabus und Nominierungen zu durchbrechen, die über Homosexualität und einer phallokratisch verkürzten Heterosexualität verhängt sind,⁴ ob es zum anderen möglich sein wird, das Geschlechterverhältnis als gesellschaftliches grundsätzlich neu zu konzipieren.

Literatur

Becker-Schmidt, R.

1987a Dynamiken sozialen Lernens. Geschlechterdifferenz und Konflikte aus der Perspektive von Frauen, in: Becker-Schmidt, R., Knapp, G.-A., Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Bonn 1987/89

1987b Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens, Verlag Neue Gesellschaft, Bonn 1989

1991 Geschlechterdifferenz und Unbewußtes. Befreiungsversuche von psychoanalytischen Weiblichkeitskonzepten im Kontext psychoanalytischer Begrifflichkeit, in: Berger, E. u.a. (Hg.), Studien zur Tätigkeitstheorie VI. Subjektentwicklung und Geschlechterfrage. Tätigkeitstheorie und Psychoanalyse, Universität Bielefeld

Benjamin, J.

1988 Die Fesseln der Liebe, Stroemfeld-Roter Stern, Basel/Frankfurt a. M. 1990

Chasseguet-Smirgel, J.

1964 Psychoanalyse der weiblichen Sexualität, Suhrkamp, Frankfurt 1977

Chodorow, N.

1978 Das Erbe der Mütter, Frauenoffensive, München 1985

Connell, R.W.

1987 Gender and Power, Polity Press, Cambridge/Oxford 1991

Dinnerstein, D.

1977 The Mermai and the Minotaur: Sexual Arrangements and Human Malaise, Harper Colphon Books, New York

Erdheim, M.

1987 Mann und Frau – Kultur und Familie, in: Brede, Karola, u.a., Befreiung zum Widerstand, Fischer-Taschenbuch Verlag, Frankfurt a. M.

Freud, S.

1963 Über die weibliche Sexualität, in: GW, Bd. XIV, Frankfurt a.M., Fischer-Verlag Großmaß, R.

1989 Feminismus im Schoß der Familie. Kritische Überlegungen zu Chodorows Erbe der Mütter, in: Großmaß, R., Schmerl, Ch. (Hg.). Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck. Kritik konservativer Anteile in neueren feministischen Theorien. Frankfurt a. M./New York

⁴ Die gesellschaftlichen Implikationen dieser Zwangsheterosexualität, die sich nicht am Phänomen der Unterdrückung von Frauen allein, sondern auch an der Gewalt gegen männliche Homosexuelle ablesen lassen, sind von Connell in seinem Buch „Gender and Power“ (1987) offengelegt worden. Er zeichnet den konstitutiven Charakter dieser gesellschaftlich verordneten Objektwahl für die Hierarchisierung des Geschlechterverhältnisses, aber auch für patriarchalische Herrschaftsansprüche in der Ordnung der Männer nach. Mir ging es hier darum, die Frage zur Diskussion zu stellen, inwieweit die Psychoanalyse durch ihre normative Orientierung an phallokratischer Heterosexualität in Theorie und Therapie an der Tabuisierung anderer Formen der Subjektentwicklung mitwirkt und damit auch gesellschaftliche Repression abstützt.

Großmaß, R. und Ch. Schmerl (Hg.)

1989 *Femistischer Kompaß, patriarchales Gepäck. Kritik konservativer Anteile in neueren feministischen Theorien*, Campus-Verlag, Frankfurt a. M./New York

Hirsch, M.

1989 *The Mother/Daughter Plot. Narrative, Psychoanalysis, Feminism*, Indiana University Press, Bloomington and Indianapolis

Irigaray, L.

1977 *Ce sexe qui n'en est pas un*, Les Edition Minuit, Paris

Othmer-Vetter, R.

1989 „Muttern“ und das Erbe der Väter, in: *Feministische Studien*, 7. Jahrgang, November, Nr. 2

Reinke-Köberer, E.

1985 Widersprüche in der psychosexuellen Entwicklung der Frau, in: Anselm, Sigrun u.a., *Theorien weiblicher Subjektivität*, Verlag Neue Kritik, Frankfurt a. M.

Rick, A.

1979 *On Lies, Secrets and Silence: Selected Prosa, 1966-1978*, Norton, New York

Rohde-Dachser, Ch.

1988 Unbewußte Phantasien und Mythenbildung in psychoanalytischen Theorien über die Differenz der Geschlechter, *Psyche* 42, 193 - 218

Schlesier, R.

1981 *Konstruktion der Weiblichkeit bei Sigmund Freud*, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M.

Steinbrecher, S.

1989 *Die Vaterfalle. Die Macht der Väter über die Gefühle der Töchter*, Rowohlt Verlag, Reinbek

Vogt, R.

1990 Zur „archaischen Matrix des Ödipuskomplexes“, *Psyche* 44, 915 - 952